

Unionsbestrebungen, bei Protestanten.

Zur Genfer Tagung über Glauben und Kirchenverfassung im August 1920.

Das Sehnen nach Völkerversöhnung hat — trotz allem — die Menschheit von heute mächtig erfasst. Während man aber bei uns, die wir schwer unter dem Versailler Vertrag leiden, zunächst die politische Versöhnung erstrebt, hat in der angelsächsischen und teilweise auch in der neutralen Welt der Ruf nach religiöser Versöhnung als nach dem zuerst Anzustrebenden in weiten Kreisen lauten Widerhall gefunden. Wie weit diese Bestrebungen heute gediehen sind, zeigt neben vielem andern die Schweiz, wo allein im vergangenen August nicht weniger als drei internationale kirchliche Tagungen stattfanden, die alle mehr oder weniger dem Unionsgedanken galten. Vom 5. bis 11. August traf sich zunächst in Lausanne eine „Konferenz der allgemeinen presbyterianischen Allianz“, die einen Zusammenschluß der verschiedenen Richtungen des presbyterianischen Bekenntnisses anbahnte. Es folgte in Genf vom 9. bis 11. August eine vorbereitende Versammlung zu einer „ökumenischen Konferenz“, die vom Federal Council of the Churches of Christ in America einberufen war. Ihr Ziel war eine Einigung der verschiedensten Sekten des gesamten Protestantismus. An sie schloß sich vom 12. bis 19. August eine vorbereitende Beratung zu einer „Weltkonferenz über Glauben und Kirchenverfassung“. Die Einberufung ging von der Amerikanischen Episkopalkirche aus und war an die gesamte Christenheit des Abend- und Morgenlandes ergangen. Von diesen Versammlungen war die letzte ohne Frage die bedeutendste, nicht nur wegen der auf ihr vertretenen religiösen Bekenntnisse und der gepflogenen Verhandlungen, sondern auch wegen der zielbewußten und klugen Organisationsarbeit, mit der hier nach jahrzehntelanger Vorbereitung das Werk der Wiedervereinigung in Angriff genommen wurde. Mit ihr wollen wir uns in folgendem beschäftigen.

Zur Beurteilung der hier zutage getretenen Bestrebungen ist es notwendig, sich ein klares Urteil zu bilden über die tieferen Kräfte und Gedankengänge, die zu ihnen geführt. Der erste Anstoß zu der Unionsbewegung geht wohl von den katholisierenden Bestrebungen aus, die sich

innerhalb der anglikanischen Kirche seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Folge der Traktarierbewegung geltend machten. Die damit zusammenhängende Wiederbelebung der Studien der Kirche in vor-reformatorischer Zeit haben die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, daß man der Einheit und Autorität der sichtbaren Kirche im ersten Anderthalbjahrtausend der Kirchengeschichte eine wesentlich größere Bedeutung beilegte, als es von den Anhängern der Reformation geschah. Ähnliche Gedanken waren übrigens schon vor der Oxford-Bewegung in der amerikanischen Episkopalkirche verschiedentlich ausgesprochen worden. An Stelle der verwaschenen protestantischen Kirchenlehre war so vielerorts eine Auffassung getreten, die sich mehr auf die Kirchenväter und alten Theologen stützte und damit der katholischen Anschauung näher kam. Die „Differenzierung“ des Christentums, die manche Protestanten als ein notwendiges Ergebnis des lebendigen christlichen Gedankens ansehen, wurde diesen Kreisen zum Ärgernis, das dem Gebet des Heilandes *Ut omnes unum* widersprach. Die Abschwenkung zahlreicher bedeutender Anhänger der anglikanischen Kirche nach Rom hin einerseits und anderseits der schwindende Einfluß auf die großen Massen des Volkes, die sich den freieren Kirchen in die Arme werfen, hat dann auch weiteren Kreisen die Überzeugung aufgedrängt, daß irgend etwas gefunden werden müßte, um der weiteren Auflösung der protestantischen Christenheit Halt zu gebieten. Die Wiederbelebung des Einheitsgedankens in irgendeiner Form schien das rechte Mittel zu sein. Das um so mehr, als unter Einfluß der anglikanischen Theologen auch bei den freien Sekten die Überzeugung immer mehr Boden gewann, daß die zahlreichen und oft kleinlichen Unterschiede ein ernstes Hindernis bei der Ausbreitung des Evangeliums namentlich in heidnischen Ländern bilden.

Der Bankrott der modernen Zivilisation, namentlich seit Kriegsbeginn, das Dürften der Menschheit nach absoluten Werten, um dem vollständigen Ruin zu entgehen, haben auch das Ihrige dazu beigetragen, das Sehnen nach einem geeinten Christentum zu wecken. Man sieht in immer weiteren Kreisen ein, daß eine aus tausend Wunden blutende christliche Kirche nicht imstande ist, den Menschen die Erlösung zu bringen.

Neben diesen bewußt oder unbewußt katholisierenden Gedankengängen haben andere, ihnen diametral entgegengesetzte, zu demselben Ergebnis geführt. Sie haben ihre Wurzel im modernen Rationalismus, der zersetzend auf allen positiven Glauben gewirkt. Vom Standpunkte vieler

Baptisten aus hat der Amerikaner E. D. Burton diese in der letzten Nummer des *American Journal of Theology*¹ dargelegt.

Burton erklärt, daß die moderne Bibelkritik die Anschauung vieler Baptisten in wesentlichen Punkten geändert habe. Man habe aufgehört, die Bibel in dem starren Sinne als Wort Gottes aufzufassen, wie das von der älteren Richtung geschah. Nicht nur das Abendmahl, sondern auch die Taufe sehe man nicht mehr als eine Verpflichtung an, sondern als ein Privileg, dem man sich entziehen kann, ohne aufzuhören, Christ zu sein. Dann fährt er fort: Ein noch mehr hervortretender Wechsel habe sich in dem Verhältnis gegen andere Bekenntnisse vollzogen, namentlich bezüglich des Zusammenarbeitens mit ihnen. „Durch vielfache Ursachen in engere Vertikung mit unsern Mitchristen gebracht, als es vor einer Generation Gebrauch war, sind wir nicht mehr so sicher, wie wir es früher waren, daß wir vollständig im Recht und sie vollständig im Unrecht sind. Es gibt heute weniger Leute bei uns, als es vor einer Generation gab, die glauben, daß die Baptistenkirche die einzig richtige ist, und daß alle andern sog. Kirchen Gemeinschaften sind, die das Ideal der Kirche nur unvollkommen verwirklichen. Unser Eifer, unter den Presbyterianern und Methodisten Anhänger zu gewinnen, hat daher bedeutend abgenommen; wir sind heute vielmehr bereit, mit ihnen zusammen zu arbeiten.“ Man sei vielfach überzeugt, daß die Religion ähnlich wie andere Erscheinungen der menschlichen Erfahrung das Ergebnis eines Entwicklungsvorganges sei. Jede Generation sei sowohl der Erbe seiner religiösen Vergangenheit als der Schaffer seiner eigenen Religion. Zwar erkenne man noch die Überlegenheit der biblischen Offenbarung an, aber man bekenne sich auch zu dem weiterreichenden Glauben, „daß überall in der Welt und zu allen Zeiten Gott in den Herzen der Menschen in wesentlich derselben Weise spricht und wirkt“. Darum hätten viele es aufgegeben, die Orthodogie der Lehre und die Erlösung des einzelnen als das Wesentliche zu betrachten, und sie betonten statt dessen die „Christusähnlichkeit des Lebens“ und die Schaffung einer vom Geiste Christi beherrschten Gesellschaft.

Diese Gedankengänge, die sich in ähnlicher Weise bei andern Sekten nachweisen lassen, haben ein an positiven christlichen Werten verarmtes religiöses „Proletariat“ geschaffen, das, ähnlich dem sozialen, nach Vereinigung strebt, oft um die Besitzenden, d. h. die Gläubigen im alten Sinne,

¹ Juli 1920, Vol. XXIV, Nr. 3, S. 321 ff.

zu entthronen, oft auch nur, weil man keine Werte mehr kennt, die man verteidigen kann und die eine Trennung rechtfertigen.

Wie weit auch politische Gründe bei den neueren Unionsbestrebungen mitspielen, ist schwer zu sagen. Eine Korrespondenz der „Vossischen Zeitung“¹ glaubt, daß anglikanische Kreise durch das Mittel des kirchlichen Zusammenschlusses einen englischen Zwecken dienbaren politischen Einfluß auf weite Volkskreise Amerikas, Scandinaviens und der östlichen und südlichen Länder anstreben. Daß bei manchen Anhängern des Unionsgedankens solche Gründe mitwirken, wollen wir nicht leugnen; daß sie aber ausschlaggebend sind, ist nicht anzunehmen. Bei den führenden Leuten der Weltkonferenz über Glauben und Kirchenverfassung haben sie sicher nicht mitgewirkt. Der Gedanke der Konferenz geht nicht von England aus, sondern von Amerika. Er gründet sich auf das Wort des Heilandes, daß alle eins seien, und auf die unklare Hoffnung, daß eine persönliche Aussprache den Beweis erbringen wird, daß die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse weniger tief liege, als man meistens glaubt, und daß sich darum vielleicht eine gemeinsame Grundlage finden lasse.

* * *

Wie bereits bemerkt, war die Augusttagung in Genf nicht die eigentliche Weltkonferenz — diese soll erst in einigen Jahren einberufen werden, vielleicht nach Jerusalem —, sondern nur eine Vorbesprechung zu derselben. Das Ziel der Genfer Tagung war, den Boden zu sondieren und ein Komitee zur Vorbereitung der Weltkonferenz zu wählen. Etwa 80 religiöse Gemeinschaften entsprachen der Einladung. Fast alle protestantischen Sekten hatten ihre Vertreter gesandt. Neben ihnen erschienen verschiedene Altkatholiken und eine Reihe Delegierter der orientalischen Kirchen. Nur die größte der Kirchen, die römisch-katholische, hielt sich abseits.

Zwölf Sitzungen wurden gehalten, die vom Bischof der Episkopalkirche von Buffalo in den Vereinigten Staaten mit großem Geschick und gewinnender Liebenswürdigkeit geleitet wurden. Zunächst entwickelten Vertreter der verschiedenen Richtungen in längeren Darlegungen ihren Standpunkt im allgemeinen. Daran schlossen sich Diskussionen über zwei für die Einheit der Kirche wichtige Fragen, erstens über das, was unbedingt zur Einheit notwendig sei, und zweitens über die Stellung der Bibel und der Glaubensbekenntnisse in der geplanten einen Kirche.

¹ Nr. 396 vom 11. August 1920.

Es ist unmöglich, auf dem uns hier zu Gebote stehenden Platze eine Übersicht über die Verhandlungen zu geben. Wir wollen aber gleich bemerken, daß fast alle die gehaltenen Reden und Erörterungen für den katholischen Theologen eine arge Enttäuschung waren. Die Frage nach der Einheit der Kirche ist in der katholischen Literatur seit den Tagen der Kirchenväter und besonders seit dem Auftreten der Scholastik in zahllosen Darlegungen mit der ganzen Tiefe und Schärfe der großen Theologen behandelt worden. Alle wichtigen Gesichtspunkte sind längst dargelegt und bis in ihre letzten logischen Grundlagen und Folgerungen entwickelt worden. Auch die neuere theologische Literatur ist reich an solchen Werken aus der Feder der bedeutendsten Theologen. Aber alles das war den meisten Rednern vollständig fremd. Sie berührten fast nur Nebenfragen, die den Kern der Sache nicht trafen. Man war sich offenbar nicht bewußt, wie tief die Unterschiede liegen und wo eigentlich die Wurzel des Übels steckt. Nur wenn Vertreter der orientalischen Kirchen sprachen, und zuweilen in den Reden der Anglikaner, ging die Erörterung mehr in die Tiefe und berührte Gedankengänge, die der katholischen Theologie geläufig sind. Aber das waren Ausnahmen, die in der Masse des Oberflächlichen zugrunde gingen.

Gleichwohl glauben die Einberufer der Konferenz mit dem erzielten Ergebnis zufrieden sein zu können, wenn sie auch zugeben, daß keine direkte Möglichkeit der Einigung in den Verhandlungen sich am Horizonte gezeigt habe. Sie sehen den Erfolg in etwas anderem, was diese Beratung von allen früheren Einigungsbestrebungen unterscheide. In seiner Einleitungsrede wies der Präsident darauf hin, daß früher stets eine Kirche andere eingeladen habe, sich ihr wieder anzuschließen. Jetzt aber wolle man das, worin man sich einigen könne, nicht von vornherein bestimmen. Man wolle nur die Einigungs- und Trennungspunkte klar darlegen, die gegenseitige Achtung stärken und vor allem persönliche Verührung der Gegner möglich machen. Auch die schließlich zu berufende Weltkonferenz solle nicht die Macht haben, in Glaubenssachen eine Entscheidung zu treffen. Während die schriftliche Kontroverse früherer Zeit nur die Gegensätze verschärft habe, hoffe man von einer von freundschaftlichem Geiste getragenen Aussprache Ausgleich und Versöhnung.

Es muß anerkannt werden, daß ein sehr freundlicher Ton die Verhandlungen beherrschte. Vor allem konnten die deutschen Vertreter es nur begrüßen, daß der häßliche nationale Gegensatz, der auf der Versammlung des Federal Council so scharf zutage trat, hier vollständig fehlte. Es soll

auch nicht geleugnet werden, daß es dem Organisationstalent der Einberußer alle Ehre macht, das scheinbar Unerreichbare in die Tat übergeführt zu haben, daß sich nämlich Vertreter fast aller protestantischen Sekten zugleich mit Vertretern der verschiedensten orientalischen Kirchen zu gemeinsamer Beratung zusammenfanden, und daß diese Beratung statisch, ohne durch harte und freisüchtige Worte gestört zu werden. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, daß diese Einmütigkeit sehr oft ihren Grund in der Verschwommenheit der theologischen Anschauungen hatte. Ein Katholik hätte gegen verschiedene der einmütig und mit großem Beifall gefaßten Beschlüsse entschieden Einspruch erheben müssen, wenn er seiner Kirche treu bleiben wollte.

Man darf auch nicht vergessen, daß freundliche Aussprachen und Gefühle allein nicht genügen, um die Einheit der Kirche herzustellen. Es mag psychologisch berechtigt sein, erst eine freundschaftliche Atmosphäre zu schaffen und dann die Aussprache über Grundfragen zu eröffnen. Aber schließlich muß auch diese kommen, und sie wird den Verstand vor Entscheidungen stellen, denen gegenüber alle Gefühle zurücktreten müssen. Alle Sympathie hilft schließlich nichts gegen die Macht der Logik.

Daher ist es berechtigt, sich schon jetzt die Frage vorzulegen: Welche Hoffnungen weckt die Genfer Konferenz auf die so dringend notwendige und erwünschte Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit? Hat sie wenigstens die Möglichkeit einer Einigung offen gelassen?

Zunächst ist zu beachten, daß die römisch-katholische Kirche nicht vertreten war. Zwar war auch an diese eine Einladung ergangen, und eine Abordnung des vorbereitenden Konzils wurde vom Papst am 16. Mai 1919 empfangen. Über diesen Empfang sagt ein offizieller Bericht: „Der Papst empfing uns aufs herzlichste; er antwortete aufs deutlichste. Der Kontrast zwischen der persönlichen Haltung des Papstes uns gegenüber und der offiziellen Haltung der Konferenz gegenüber war sehr scharf. Die eine war unwiderstehlich wohlwollend, die andere unwiderstehlich streng.“¹ Die Gründe für diese Haltung Roms wollen wir hier heute nicht erörtern, wir begnügen uns mit der Konstatierung der Tatsache. Der Wunsch, „daß Rom sich durch die Gnade Gottes erweichen lassen werde“, den der Bischof von Canterbury einem Berichterstatter des „Daily Chronicle“ gegenüber aussprach, ist hoffnungslos.² Die eine Hälfte der Christenheit wird den Bestrebungen der Weltkonferenz stets ablehnend gegenüberstehen.

¹ Weltkonferenz zur Erwägung von Fragen betreffend Glauben und Kirchenordnung. Bericht der nach Europa und dem Osten entsandten Abordnung: 1919, S. 10.

² Tablet vom 21. August 1920, S. 237.

Die orientalischen, nicht mit Rom unierten Kreise waren teilweise auf der Konferenz vertreten. Die Aussprachen ihrer Delegierten fanden stets lauten und allgemeinen Beifall. Aber man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er weniger dem Inhalt ihrer Darlegungen galt als der Tatsache, daß sie sich überhaupt herbeigelassen hatten, auf dem Kongreß zu erscheinen. Sie werden sich selbst sagen müssen, daß ihre theologischen Auffassungen durch eine unüberbrückbare Kluft von denen der meisten protestantischen Sekten getrennt sind. Wenn sie trotzdem an den Verhandlungen teilnahmen, so hat das verschiedene Gründe. Zunächst ist es die schwierige Lage der orientalischen Kirche in der jetzigen Zeit. Das Eindringen der rationalistischen Kultur des Abendlandes und die politischen Umwälzungen, namentlich seit der Kriegszeit, haben die orientalischen Kirchen vor schwere Probleme gestellt, die dringend eine Lösung fordern. Aus eigener Kraft diese zu geben, fühlen sie sich zu schwach. Alles ist bei ihnen in einem längst überholten Zustande erstarrt, und es besteht keine praktische Möglichkeit, ein allgemeines Konzil zu berufen, das als höchste Instanz Entscheidungen über aktuelle Fragen treffen könnte¹. Die nationale Beschränkung lastet zudem schwer auf ihnen und verhindert eine freie Entfaltung. Darum suchen sie Stütze und Halt von außen oder wenigstens eine Verminderung der inneren Schwierigkeiten. Solovieff hat seinerzeit gesagt, daß nur der Anschluß an Rom die orientalischen Kirchen aus der Todesstarre erwecken könne. Um dem zu entgehen, versuchen sie es mit einer Union mit den protestantischen Kirchen. Zwar leiden diese gerade so wie die Orientalen unter dem Fehlen einer absoluten Autorität, aber ein Versuch des Zusammenarbeitens mit ihnen hilft vielleicht über die augenblicklichen Schwierigkeiten hinweg. Ihre konkreten Vorschläge gingen daher auch vor allem darauf hinaus, der Proselytenmacherei vonseiten der protestantischen Sekten ein Ende zu bereiten. Übrigens ist große Vorsicht gegenüber allen Annäherungen der Orientalen am Platze; die Kirchengeschichte hat das mehr als einmal gezeigt. Auch darf man nicht vergessen, daß rationalistische Infiltrationen heute schon weit in die orthodoxe Kirche eingedrungen sind; manche ihrer führenden Theologen haben an protestantischen Hochschulen studiert. Nur so läßt es sich erklären, wenn der Metropolit von Seleucia auf der Genfer Tagung sagen konnte: Jede Kirche, auch die orientalische, müsse den Gedanken aufgeben, die allein richtige zu sein. So hätte ein Athanasius oder Chrysostomus nicht gesprochen.

¹ Siehe diese Zeitschrift 95 (1918) 16 f.

Von den Protestanten waren alle die eingeladen, welche an der Gottheit Christi festhalten¹. Das war eine sehr weise Beschränkung und zeugt für die ernstlichen Absichten, die die Einberuher der Konferenz leiteten. Wir wollen auch gerne anerkennen, daß letztere in ihren Bestrebungen von den edelsten Motiven sich leiten ließen, und daß man sicher zu einer Einheit kommen wird, wenn alle Beteiligten sich vorurteilsfrei von denselben Beweggründen führen lassen. Mehr als einmal hat Bischof Brent und vor ihm andere Förderer des Unionsgedankens darauf hingewiesen, daß man den eigenen Willen verleugnen und sich ganz und gar vom Heiligen Geiste führen lassen müsse, „Trauer über unser bisheriges Fernhalten und auch andere Fehler der Überhebung und Selbstgenügsamkeit, die dem Schisma dienen, bekenne“, und daß Gebet das wichtigste Mittel zur Erreichung der Einheit sei.

Das ist gewiß edel und richtig gedacht. Aber man fragt sich doch, wie viele den Mut haben werden, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Wird man sich bei der Beratung von allen Vorurteilen des Protestantismus frei machen können? Vorausgesetzt, daß Rom die einzige Kirche ist, die die Lehre Christi ganz und unverfälscht bewahrt hat, wird man nicht zurückweichen, wenn sich diese Folgerung ergeben sollte? Gilt es nicht vielmehr von vornherein als ausgemacht, daß auch in der Kirche Roms sich Irrtümer finden, und daß man alles versuchen müsse, um die Katholiken umzustimmen?

In der Aussprache trat deutlich hervor, daß nur sehr wenige der Teilnehmer der Konferenz sich zu der Höhe der Auffassung des Präsidenten aufschwingen konnten. Immer wieder wurde man an ein Wort erinnert, das G. Groß vor einiger Zeit in dem *American Journal of Theology*² schrieb: Wir haben heute eine im Prinzip bewußt protestantische Unionsbewegung im Gegensatz zur früheren katholischen. Den Unterschied beider bezeichnet er folgendermaßen: „Grundlegend für die früheren Bestrebungen nach Einheit ist das Bekenntnis: ‚Ich glaube an die heilige, katholische Kirche‘. Die Überzeugung aber, die den heutigen Bestrebungen zugrunde liegt, kann so gefaßt werden: ‚Ich glaube an das gegenseitige Zusammenarbeiten aller christlichen Kirchen zu einem Ziele.‘“

Ähnliche Gedanken kamen in der Besprechung immer wieder zum Ausdruck. So sagte der englische Methodist Hughes, daß Einheit nur möglich sei, wenn man gegenseitig Toleranz übe. Alle müßten in der einen Kirche Platz finden, was immer ihre Auffassung von der Kirchenverfassung und

¹ Deutschland und Österreich hatten keine offiziellen Vertreter gesandt, waren aber inoffiziell vertreten.

² April 1919. Vol. XXIII, Nr. 2, S. 131.

den Sakramenten sei. Das einzig Wichtige sei der Glaube an die Erlösung durch Christus; alles andere sei Nebensache, bezüglich dessen jede Gruppe der einen Kirche denken könne, wie ihr beliebt.

Ähnlich äußerte sich der lutherische Bischof Östersfeld von Dänemark. Christus habe seiner Kirche keine Dogmen gegeben. Nur die Theologie kenne Dogmen. Daher sei verschiedene dogmatische Auffassung kein Hindernis für die Vereinigung. Auch die Form des Gottesdienstes könne in den einzelnen Gruppen verschieden sein, da er nur der Ausdruck des persönlichen Verhaltens zu Gott sei. Die Kirchenverfassung sei nur ein Mittel zur Verbreitung des Evangeliums. Die gegenwärtigen Verfassungen der einzelnen Kirchen haben nur historischen Wert, seien aber nicht wesentlich für die Kirche.

Nach Professor Bang-Halle müssen in der Kirche stets zwei verschiedene Typen vertreten sein: die Pauluskirche und die Johanneskirche. Das Christentum habe das Bestreben, sich zu differenzieren; darin liege seine Kraft. Aber neben dem Trieb nach Verschiedenheit bestehe auch ein Streben nach Einigung. Wie es eine rote, eine schwarze und eine goldene Internationale gebe, so müsse man auch eine protestantische Internationale schaffen. Aber nicht Formeln könnten diese Einigung herstellen, und vor allem dürfe kein Verzicht auf die Errungenschaften der Reformation, die Rechtfertigung durch den Glauben, die Innerlichkeit und die Freiheit der Christen, gefordert werden.

Ähnlich äußerten sich fast alle andern Redner. Alle sehen als Ziel der Einigungsbestrebungen nicht eine Kirche mit demselben Glauben, derselben Verfassung und einer im wesentlichen gleichen Liturgie, sondern einen Bund der Kirchen, etwa nach dem Muster des in Genf einziehenden Völkerbundes. Jede Kirche soll darin ihre Eigenart bewahren. Aber die einzelnen Kirchen sollen aufhören, sich gegenseitig zu bekämpfen, und als Brüder zur Ausbreitung des Evangeliums Christi zusammenarbeiten. Dieses von der anglikanischen Kirche schon öfter ausgesprochene Programm: Unity, not union oder comprehension, not compromise, wurde vom anglikanischen Bischof von Bombay auf der Genfer Tagung in die Worte gefaßt: Die eine Kirche müsse inclusive sein; man müsse lernen, daß das, was man heute als sich gegenseitig ausschließend ansehe, doch eigentlich sich nur gegenseitig ergänze.

Wie man sich praktisch diesen Kirchenbund denkt, darüber wurden kaum Andeutungen gemacht. Am bescheidensten waren die Anforderungen der Orientalen: die Freundschaft soll sich darin zeigen, daß man nicht unter Mitgliedern anderer Kirchen Proselyten macht, daß man gemeinschaftlich

den Bolschewismus, Alkoholismus usw. bekämpft, gegen die Verfolgung der Armenier durch die Türken protestiert u. dgl. Der altkatholische Bischof der Schweiz empfahl seine Kirche als ein Mittelglied zwischen rechts und links. Nach Professor Bang gibt es nur zwei konsequente Wege zur Einigung: den Weg Roms, der ihm von vornherein als absurd galt, und den Weg Luthers. Letzterer habe den Unterschied zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche dargelegt. Wie es aber möglich ist, auf Grundlage der lutherischen Lehre eine sichtbare Einheit herzustellen, verschwieg er; als Historiker war ihm wohl bekannt, daß man sich in den vierhundert Jahren der Geschichte des Protestantismus vergebens um dieses Problem bemüht hat.

Am eingehendsten hat sich die anglikanische Kirche Englands mit der praktischen Lösung der Aufgabe beschäftigt, eine Einigung zustande zu bringen, ohne die Besonderheiten der einzelnen Kirchen preiszugeben. Bereits im Jahre 1888 hat ein Komitee des alle zehn Jahre tagenden pananglikanischen Kongresses vier Bedingungen aufgestellt für die Kirchen, welche mit der ihrigen zu einem Bunde zusammentreten möchten. Dieses sog. Lambeth Quadrilateral fordert die Annahme von 1. der Heiligen Schrift als Glaubensregel, 2. des Apostolikums und Nizänums als Glaubensbekenntnis, 3. der Taufe und des Abendmahls als von Christus eingesetzter Sakramente, 4. des historischen Episkopats, dessen Methoden allerdings örtlich den verschiedenen Bedingungen angepaßt werden können.

Folgende Kongresse haben wiederholt eine Einladung an andere Kirchen erlassen, sich auf dieser Grundlage mit der Anglikanischen zu verbünden, ohne sie zwingen zu wollen, ihre Eigentümlichkeiten aufzugeben. Erfolge haben diese Aufforderungen keine gehabt. Mit den drei ersten Punkten hätten sich wohl manche abgefunden, vorausgesetzt, daß auch eine modernistische Auslegung zugelassen würde. Dagegen scheint der vierte Punkt große Schwierigkeiten gemacht zu haben. Um diese wegzuräumen, ist man auf der diesjährigen Versammlung einen Schritt weiter nach links gegangen. Die 252 versammelten Bischöfe und Delegierten unterscheiden eine Mitgliedschaft (membership) der Kirche und eine Gemeinschaft in einer sichtbaren Kirche (fellowship). Die Mitgliedschaft ist nur an zwei Bedingungen geknüpft: 1. den Glauben an Christus und 2. die Taufe im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Die Gemeinschaft ist ein engerer Begriff. Sie ist „eine äußere, sichtbare, vereinigte Gesellschaft, die einen Glauben hat, ihre eigenen anerkannten Diener besitzt, die gottgegebenen Gnadenmittel benutzt und alle ihre Diener zu dem weltumfassenden Dienst Gottes

leitet". Eine solche Gemeinschaft besteht in der heutigen Welt nicht, sie muß erst geschaffen werden. Ihre Grundlage sollen wiederum vier Bedingungen sein. Drei davon sind gleichlautend mit den drei ersten des Quadrilateral. Die vierte Bedingung lautet aber jetzt: „ein Ministerium, das von jedem Teil der Kirche anerkannt wird, und zwar nicht nur als Träger einer inneren Berufung und des Geistes, sondern auch als Besitzer eines Auftrages Christi und der Autorität der ganzen Gemeinschaft". Der früher verlangte „historische Episkopat" ist also als notwendige Bedingung verschwunden und wird nur in einem Nachsatz als wünschenswert hingestellt. Es wird auch gewünscht, daß Kirchendiener, welche die Weihe in der anglikanischen Kirche nicht empfangen haben, sich dieser unterziehen, wie umgekehrt Anglikaner bereit sind, sich von andern Kirchen ein zweites Mal weihen zu lassen. Die drei folgenden Erklärungen sollen diese Wiederweihe erleichtern: 1. Die Validität der Ministerien der nicht-bischöflichen Kirchen soll nicht angezweifelt werden, im Gegenteil, es „wird dankbar anerkannt, daß auch sie vom Heiligen Geiste gesegnet und gebilligt sind". 2. Von Kirchendienern, die sich von den Anglikanern wiederweihen lassen, darf nicht angenommen werden, daß sie dadurch ihr eigenes Ministerium verleugnen. 3. Es soll keine Aufsaugung einer kirchlichen Gemeinschaft in eine andere erstrebt werden¹.

Diese Beschlüsse wurden noch vor ihrer Veröffentlichung der Genfer Tagung durch den anglikanischen Bischof von Bombay offiziell mitgeteilt. Sie fanden vielfach bei den Vertretern der freien Kirchen freudige Zustimmung. Man sah darin ein Zeichen, daß die anglikanische Kirche zu weiteren Zugeständnissen bereit sei. Inzwischen hat sich die englische Presse vielfach mit der neuen dadurch geschaffenen Lage beschäftigt. Was vorauszusehen war, ist eingetroffen. Solche verschwommenen Vorschläge konnten weder rechts noch links, weder die Anhänger der Hochkirche noch die Nonkonformisten befriedigen. Sie sind ein verzweifelter Versuch, dem aus dem Prinzip der freien Forschung entstandenen Nationalismus entgegenzukommen, ohne sich von ihm in die Tiefe ziehen zu lassen. Ohne eine entschiedene Überwindung des Geistes der Reformation ist eine Einigung nicht möglich. Durch diesen ist naturnotwendig der Geist der endlosen Zersplitterung in die von Rom vor vier Jahrhunderten getrennten Kreise gekommen, und er wird nicht eher wieder verschwinden, bis man sich von ihm grundsätzlich frei macht. Wenn Christus eine einzige Kirche

¹ Siehe Tablet Nr. 4189 vom 21. August 1920, S. 238.

geflistet hat — und das nehmen doch alle Teilnehmer der Genfer Tagung an —, dann ist die erste und wichtigste Frage: Was hat der Stifter der Kirche dieser als unveräußerliches Erbgut mitgegeben? Das ist zuerst zu untersuchen, und Wiedervereinigung im Glauben kann nichts anderes bedeuten als Einigung auf der von Christus gewollten Grundlage. Ein Kirchenbund, in dem eine Kirche als von Christus befohlen das annimmt, was eine andere als „Teufelswerk“ verwirft, oder in der eine Gemeinschaft eine Auslegung der Evangelien und Glaubensbekenntnisse annimmt, die eine andere als „modernistisch“ und rationalistisch verwirft, ist dann ein Unding; für den Augenblick mag man sich damit über Schwierigkeiten hinweghelfen; auf die Dauer wird die Logik der Tatsachen ein solches Kartenhaus über den Haufen werfen.

Ein Kirchenbund ist sicher nicht die von Christus gewollte eine Kirche. Was der Heiland von seiner Kirche wollte, war, daß sie dogmatisch, hierarchisch und sakramentell ungeteilt sei, und zwar überall auf der ganzen Welt und zu allen Zeiten. Die Kirche soll der soziale Ausdruck der Vereinigung Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott sein. Wie aber Gott nur einer ist und die menschliche Natur in ihrer Beziehung zu Gott durch Christus nur eine ist, so kann es auch nur eine Kirchengemeinschaft geben, die stets und überall dieselbe ist in ihrem Glauben, ihrer Regierung und ihrem Kult. Das ist die Auffassung gewesen seit den ältesten Zeiten. *Deus unus et Christus unus et una Ecclesia eius et fides una et plebs una in solidam corporis unitatem concordiae glutino copulata*, sagt der hl. Irenäus (*De unitate ecclesiae* c. 23). Denselben Gedanken hat schon der hl. Paulus (1 Kor. 1, 10) ausgesprochen. Darum hat die Kirche sich niemals mit Häretikern zu einem Kirchenbund zusammengeschlossen, sondern sie feierlich von sich ausgeschlossen. Das ist nicht nur auf dem Tridentinischen und Vatikanischen Konzil geschehen, sondern ebenso entschieden auf den ersten Kirchenversammlungen, deren Autorität die Orientalen und Anglikaner anerkennen.

Ein Kirchenbund ist etwas ganz Neues, eine neue Kirche; darum nicht die Kirche Christi, die jetzt fast zweitausend Jahre besteht. Es ist absurd, zu sagen oder von der Voraussetzung auszugehen, daß die sichtbare Kirche Christi für mehr als tausend Jahre verschwunden gewesen sei und jetzt wieder aufgerichtet werden müsse. Wenn Christus das trotz seiner feierlichen Versprechen zugelassen hat, dann wird die Lehre seiner Gottheit in Frage gestellt, und alle menschlichen Bemühungen, die Einheit wieder herzustellen, werden vergebens sein.

Ein Kirchenbund hat auch keine allgemein bindende, göttliche Autorität. Er leidet darum an demselben Fehler, an dem der Protestantismus bis heute gekrankt hat und der die Grundlage seiner Zerrissenheit ist. Ohne zwingende Autorität in Glaubens- und Gewissenssachen kann aber eine übernatürliche Gesellschaft ebenso wenig bestehen wie eine natürliche ohne eine die Gewissen bindende Gewalt, die auf Gott zurückgeht. Nur eine Kirche unter denen, die sich christlich nennen, besitzt eine solche Autorität in lebensfrischer Gestalt, die römisch-katholische. In ihr ist die Einheit nicht ein verlorenes Ideal, sondern eine großartige Tatsache. Sie ist sich bewußt, daß sie der ihr von Christus gestellten Aufgabe untreu würde, wenn sie auch nur eine der ihr anvertrauten göttlichen Wahrheiten oder Verfassungsformen preisgeben würde.

Wir müssen darum gestehen, daß uns die Verhandlungen in Genf keine Hoffnung lassen, daß auf den dort ausgesprochenen Grundgedanken sich die eine Kirche Christi verwirklichen läßt.

Gleichwohl soll zum Ausdruck gebracht werden, daß wir die Bemühungen der Einberufter mit Freude und Wohlwollen begrüßen. Durch Besprechungen dieser Art wird die Überzeugung, daß die Kirche Christi eine einige sein muß, wieder in weitere Kreise getragen. Das allein ist schon ein großer Erfolg, und wir müssen unsere Freude und Bewunderung darüber ausdrücken, daß es den Veruftern der Tagung in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen ist, eine die ganze protestantische Welt umfassende Bewegung zu schaffen, die sich ernstlich mit dieser Frage beschäftigt. Im Prinzip liegt hier eine Abkehr vom Protestantismus und eine Rückkehr zu katholischen Grundsätzen, selbst wenn sie vorübergehend zu einer scheinbaren Stärkung der protestantischen Einheitsfront führen würden.

Ferner kann es nicht ausbleiben, daß durch diese Beratungen viele Protestanten sich eingehend mit der Frage beschäftigen müssen, was zum Wesen der einen Kirche gehört. Man wird finden, daß vieles, was der Protestantismus als große Errungenschaft bewundert, dem Prinzip der Einheit entgegensteht, und daß anderseits vieles im Katholizismus, was den Protestanten rätselhaft erscheint, absolut notwendig ist, um die Einheit zu erhalten. Für uns kann kein Zweifel darüber bestehen, daß solche Erörterungen, wenn sie ruhig und vorurteilsfrei geführt werden, doch schließlich nach Rom führen.

Heinrich Sierp S. J.